

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Martha.

Roman nach dem Englischen von Jenny Piorkowska.

1.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem warmen Junitage. Draußen über den Wäldern von Bergsdorf ruht die ganze Pracht eines schönen Sommers; die goldenen Sonnenstrahlen berührten fast zärtlich die Gipfel der hohen Bäume; die Wiesenblumen verbreiteten einen köstlichen Duft; die Vögel ließen ihr munteres Lied erschallen und die geschäftigen Bienen schwirrten von Blume zu Blume und sammelten süßen Honig ein. Im Schatten der Wälder herrschte tiefe Stille, die nur durch das muntere Plätschern des kleinen Baches und das schwache Rauschen des Laubes unterbrochen wurde: ein Sommerabend, wie die Poeten ihn besingen, voll Pracht, Duft und Harmonie, während sich in dem Häuschen drinnen eine Scene tiefsten menschlichen Kummers abspielte. Vergebens schauten die Rosen und Jasminblüten zu den goldglänzenden Fenstern herein und neigten wie teilnehmend ihre Köpfe; vergebens suchte der Duft von Schwarzdorn und frischgemähtem Heu, von einem sanften Zephyr getragen, einzudringen, vergebens sangen die Vögel und blühten die Blumen, vergebens schienen die süßen Stimmen der Natur von Liebe und Hoffnung zu flüstern, alles, alles war vergebens, denn da drinnen brach ein Menschenherz von Kummer und Weh.

Es war ein kühles, nur ärmlich ausgestattetes Zimmer, ohne Teppich, ohne Bücher, ohne Bilder, ohne jegliches Behagen — alles sprach von kalter, trauriger Armut. Auf einem rohen Holzschemel mitten im Zimmer saß eine vornehme Dame, reich in Sammet und schwere Seide gehüllt; eine vornehme Dame in der Blüte ihrer Jahre, von stolzer, schlanker Gestalt und regelmäßigen, edlen Zügen, die deutlich die Spuren vieler Sorgen trugen. Die Gräfin von Scherwiz war nicht schön zu nennen, aber in dem Ausdruck ihrer klaren Augen und dem Lächeln, das hin und wieder ihre Lippen umspielte, lag ein eigentümlicher Reiz. Wenn je Stürme der Leidenschaft diese ruhigen Züge bewegt hatten, so war jetzt sicher nichts davon zu bemerken; wenn je Spott, Haß oder Liebe in diesem ruhigen Herzen gewohnt hatten, so waren sie jetzt tot.

Welchen Gegensatz zu dieser leidenschaftslosen Dame bildete die schöne Frau, die auf dem Fußboden kniete und die weißen, zarten Finger eines kleinen Kindes mit heißen, bitteren Thränen netzte. Eine dichte Masse goldblonden Haares hing ihr wirr und unordentlich über die Schultern herab, und ihr Gesicht war trotz der tiefen Bläße und bitteren Thränen wunderbar schön; trotz dem Liebreiz ihrer Züge, trotz der anmutigen Würde, die sich in einer jeden ihrer Bewegungen kund that, war Magdalene Horst doch nur ein einfaches Landmädchen gewesen. Tieftraurig und leidenschaftlich küßte sie die kleinen Händchen, küßte sie das Kind mit der Wärme innigster Liebe und der Leidenschaft wilder Verzweiflung.

„Meine kleine Martha,“ rief sie, „schau' mich an, daß ich Dein süßes Bild im Herzen tragen kann; sieh mich an, mein Liebling!“

Die Kleine richtete ihre großen Augen verwundert auf das bleiche, bekümmerte Gesicht. Wie ähnlich sahen sich die zwei: dieselben schönen, veilchenblauen Augen, dasselbe goldblonde Haar, dieselben zarten, feingeschnittenen Züge, dieselbe weiße Stirn und dieselben roten, leicht herabgezogenen Lippen.

„Fast bedaure ich, gekommen zu sein,“ sagte die Gräfin.

„Ich mußte Martha noch einmal sehen,“ erwiderte die Knieende mit flehendem Blick, „o, Sie können nicht wissen, wie einem Menschen zu Mute ist, dem das Herz in Stücke zerreißen will, wie mir. Ich muß wählen zwischen Mann und Kind; er ist in Kummer, in Not und Elend — sie findet eine Heimat und eine Mutter; ich muß zu ihm, er bedarf meiner am meisten, und doch wäre der Tod mir minder bitter, als mein Kind verlassen zu müssen.“

„Und doch ist es wohl so das beste, da Sie nicht beides haben

Ostern.

Silberne Wölkchen
Ziehen durchs Blau.
Fröhliches Völkchen
Spielt auf der Au,
Kinder sie springen,
Hündchen das bellt,
Vögelein singen:
Schön ist die Welt!

Sonne sie wärmet
Wieder so mild,
Mücklein schon schwärmet
Keck durchs Gefild,
Flügelein lüftet
Käfer im Staub,
Veigelein düftet
Unter dem Laub.

Selig erwachet
Rings die Natur,
Wonniglich lachet
Himmel und Flur.
Habens vernommen
Ferne wie nah:
Frühling will kommen,
Ostern ist da!

K. Gerok.

können," entgegnete die Gräfin, „das Kind wird bei mir alles haben, was es glücklich machen kann."

„O, das weiß ich," schluchzte die Frau, „das weiß ich, sonst würde ich sie nicht verlassen. Aber wie werde ich mich nach dem Kinde sehnen, wenn seine Aermchen mich nicht mehr umschlingen, wenn seine warmen, weichen Lippen mich nicht mehr küssen; wie soll ich leben, ohne seine süße Stimme zu hören!"

„Ich lasse Ihnen freie Wahl," antwortete die Gräfin ruhig, „noch ist es Zeit, Ihren Entschluß zu ändern."

„Quälen Sie mich nicht länger, Gräfin," stöhnte die unglückliche Mutter, „Sie wissen, daß ich zu ihm muß. Können Sie denn nicht begreifen, was es heißt, vielleicht zum letztenmal in diesem Leben sein eigenes Kind zu sehen?"

Für eine kurze Minute zitterte es wie tiefer Schmerz über das ruhige Antlitz der Gräfin.

„Ich begreife es wohl," erwiderte sie sanft, „darum habe ich das Kind hergebracht; seien Sie versichert, daß ich es wie mein eigenes halten will."

Die Frau erwiderte nichts; mit jeder Minute ward ihr Gesicht bleicher; dann nahm sie das Kind in die Arme und drückte es an sich, als könnte nur der Tod sie trennen.

„Mein Kind, mein einzig geliebtes Kind!" schluchzte sie, „wie gern hätte ich mein Leben für Dich hingegeben, und nun soll ich Dich zum letztenmal sehen! O Gräfin, seien Sie barmherzig! Sagen Sie, daß sie wieder mein sein soll, wenn ich zurückkehre! Wie kann ich ohne sie leben? Wie kann ich sterben? Was soll ich meinem Gott droben antworten, wenn er mich nach meinem Kinde fragt?"

„Nein," sprach die Gräfin ruhig, aber entschieden, „es muß bei dem bleiben, was ich gesagt habe, was Sie selbst ja für das beste hielten. Wenn ich Ihre Tochter zu mir nehme und sie zu einer feinen, vornehmen Dame erziehe, wollen Sie sie doch sicher nicht dann zu Ihrer niedrigen Sphäre herabziehen?"

„Nein," versetzte die Frau, wie in tödlichem Schrecken erschaudernd, „nein, alles andere lieber als das."

„Lassen Sie Ihr Kind so glücklich werden, wie es bei Ihnen nie werden kann, um Ihrer Tochter willen, seien Sie mutig und ertragen Sie Ihr schweres Los. Martha wird als mein Mündel und meine Erbin zu einer feinen Dame heranwachsen, sie wird sich gut verheiraten und geehrt und geachtet sein. Und Sie könnten wünschen, daß sie das alles aufgebe und in Armut und Schande sinke?"

„Aber er kann sich ja ändern, vielleicht fühlt er Reue und dann —"

„An alles andere glaube ich eher, als daß ein wirklich schlechter Mensch sich ändert," fiel die Gräfin ihr ins Wort. „Hier, Magdalene, ist das Geld; jetzt sagen Sie, kann ich sonst noch etwas für Sie thun? Nein, nur das verlangen Sie nicht; meinen Entschluß ändere ich nicht. Wenn ich Martha jetzt zu mir nehme, ist es für das ganze Leben, und ich nehme Ihnen das heilige Versprechen ab, daß Sie sie nie wieder suchen, nie wieder nach ihr fragen, daß Sie nie vergessen wollen, daß Sie sich zu des Kindes Heil von ihr getrennt haben, bis Sie sich in einer anderen Welt wiedersehen."

Magdalene Horst drückte das Kind noch inniger an sich; zärtlich preßte sie ihre Lippen auf das kleine, süße Gesicht, auf die goldenen Locken und die rosigen Lippen.

„Mein Liebling wird eine feine Dame werden und kostbare Kleider und Juwelen tragen," sagte sie, „sie wird reich und geehrt werden, aber mein Herz wird leer bleiben, sie wird mich nie kennen, nie lieben."

Die Gräfin nahm Gold und Banknoten aus ihrer Börse und legte sie auf den Tisch. „Hier ist das Geld," sprach sie, „es wird dunkel; Sie möchten Martha nun Adieu sagen, wir müssen fort. Wenn Sie das Ziel Ihrer Reise erreicht haben, so schreiben Sie mir. Ich kann nur wünschen, daß Ihre Zukunft eine glücklichere werde, als Ihre Vergangenheit gewesen ist."

Ein unterdrücktes Stöhnen rang sich von den bleichen Lippen der unglücklichen Mutter. Dann richtete sie sich auf und zog einen einfachen Goldreif vom Finger.

„Frau Gräfin," sprach sie weich, „darf ich Martha diesen Ring geben? Wollen Sie erlauben, daß sie ihn trage?"

Die Angeredete nahm den Ring und befestigte ihn mit eigener Hand an der kleinen Kette, die das Kind trug.

„Ich verspreche Ihnen, daß sie den Ring immer tragen soll," sagte sie. „Ich will ihr ihn selbst an den Finger stecken, wenn sie alt genug ist."

Es war ein glatter Goldreif mit der Inschrift „Treue."

Hätte Magdalene Horst ahnen können, was es ihre Tochter einst kostete, daß sie diesen Ring trug, sie hätte lieber ihr Leben aufs Spiel gesetzt, als ihn ihr zu geben.

„Leben Sie wohl, Magdalene," sprach die Gräfin, „machen Sie sich um das Kind keine Sorge, es wird ihm gut gehen. Wir müssen fort, die Sonne geht schon unter."

Noch einmal drückte die unglückliche Mutter ihr Kind fest in die Arme; der Tod konnte nicht halb so bitter sein, wie dieser Moment, der ihr das Herz zerriß.

„Martha," hauchte sie, „mein einzig geliebtes Kind! Ich soll Dich nie wiedersehen! Sage mir „Leb' wohl" und „Gott segne Dich, Mutter."

Das Kind wiederholte die ihm vorgesprochenen Worte und schlang seine Aermchen um den Hals der Mutter.

„Ich will bei Dir bleiben, Mutter," bat sie, „Dich habe ich am liebsten."

Einen Moment schien es, als könne die Mutter die Trennung nicht ertragen; noch einmal beugte sie sich über die Kleine und flüsterte ihr Worte zu, die die Gräfin nie vergaß. Bis zur letzten Sekunde folgten ihre traurigen Augen der kleinen Gestalt, wie die Sonnenstrahlen auf dem lieblichen Gesicht und den goldenen Locken spielten, wie die Gräfin sie in ihre Arme nahm und ihre Thränen zu trocknen suchte. Sie sah des Kindes Lächeln, und da wußte sie, daß sie vergessen war.

Mit einem gellen Schrei, der durch die klare Sommerluft drang, brach Magdalene Horst zusammen, und die Sonne beschien ihr wachsbleiches, ohnmächtiges Antlitz, während ihr Kind sanft in den Armen der Gräfin schlummerte.

2.

Fünf Jahre vor Anfang dieser Geschichte gab es weit und breit kein schöneres Mädchen als Magdalene Bauer. Ihr Vater war Oberwaldhüter beim Grafen Elkens; ihre Mutter war Jungfer bei der Gräfin gewesen. Als sie heirateten, zogen sie in das kleine Häuschen am Saume des Waldes von Bergsdorf. Sie, Magdalene, war ihr einziges Kind, an demselben Tage, wo sie geboren wurde, erblickte auch im Schloß ein Töchterchen das Licht der Welt, das Frau Bauer gemeinsam mit ihrem eigenen Kinde nährte. Als die junge Gräfin heranwuchs, bewahrte sie große Liebe zu ihrer Milchschwester. Die Gräfin Elkens erbot sich, Magdalene erziehen zu lassen, aber der Waldhüter legte dieses großmütige Anerbieten dankend ab. Seine Tochter, meinte er, solle Lesen und Schreiben lernen, aber nicht zu einer unnützen, vornehmen Dame erzogen werden.

So lernte Magdalene Lesen und Schreiben, aber nichts mehr; doch trotzdem besaß sie eine Mitgift, um die manche Fürstin sie hätte beneiden können; sie war von einer wunderbaren Schönheit, einer so edlen Schönheit, wie man sie in ihrem Stande nur selten findet; ihr Gesicht war anmutig, geistreich und voller Poesie; in ihren veilchenblauen Augen lag Feuer und Leben, die rosigen Lippen waren reizend in ihrem lieblichen Lächeln.

Ganz verschieden von ihr war die junge Komtesse, ihre Milchschwester; dieselbe hatte regelmäßige Züge und eine vornehme stolze Gestalt, doch kein Mensch hätte sie schön nennen können. Trotz ihrer verschiedenen Lebensstellung bestand aber ein großes Freundschaftsband zwischen den beiden Mädchen. Oft verließ die Komtesse ihr stolzes Heim und streifte mit der reizenden Tochter des Waldhüters in den Wäldern umher; und oft wurde Magdalene in das Schloß geladen; aber ihr Vater wollte sie nie hingehen lassen; hatte er vielleicht eine Ahnung von dem Schicksal, das seine schöne Tochter einst ereilen würde?

Komtesse Leontine hatte viele Verehrer, ihr war aber nur an einem gelegen, und das war der junge Graf Scherwitz, der hübscheste, heiterste, flotteste junge Mann in der vornehmen Welt, der verschwenderische Sohn eines verschwenderischen Geschlechts. Die junge Komtesse gefiel ihm, und seine Freunde rieten ihm, er solle sie heiraten; sie war reich und er brauchte Geld.

Bei seinen häufigen Besuchen in dem Grafenschloß führte er auch seinen Freund Werner Horst dort ein.

Diesem flotten, lustigen, übermütigen Menschen aber war es zu ernst, zu ruhig im Schlosse, und er streifte viel allein umher, um sich Zerstreuung und Amüsement zu suchen; und er suchte und fand das Gewünschte in der schönen Tochter des Waldhüters. Als er eines Tages gemächlich eine gute Cigarre rauchend im Walde auf einem Baumstamm saß, sah er ein Mädchen, schön wie eine überirdische Erscheinung, auf sich zukommen.

„Ha!" dachte er, „da giebt es Zerstreuung für Dich; ein schönes junges Gesicht mit einem glücklichen Ausdruck — ich will es lehren, zu glühen und zu erröten; ein junges Herz, das ich lehren will, zu lieben."

Das Mädchen bemerkte ihn erst, als er sie ansprach. Bei dem ersten Worte, das er an sie richtete, hob sie die Augen zu ihm empor, und in dem einen Blick ereilte sie ihr Los.

Zuerst that er ein paar Fragen über den nächsten Weg nach dem Schlosse, und allmählich erfuhr er ihren Namen und ihre einfache Lebensgeschichte.

Von der Stunde an gewann die Gegend einen neuen Reiz für Werner Horst. — Kein Tag verstrich, an dem er Magdalene nicht im Schatten der Waldbäume traf.

Wozu bedürfte es einer langen Erzählung? — Er tändelte mit dem Mädchenherzen, wie so mancher Müßiggänger, dem es an ernster Beschäftigung fehlt, und sie lernte ihn mit der Liebe eines reinen, glücklichen Herzens lieben. Sie wähnte ihn einen König

unter den Männern; keiner war so schön, so gut, so edel; keine Stimme klang so sanft, so melodisch; kein Gesicht glich dem seinen. Nie dachte sie an sich; nie fragte sie sich, ob es recht oder thöricht sei, lange Stunden in dem lauschigen Walde zu verbringen und den süßesten und falschesten Worten, die je von eines Menschen Lippen kamen, zu lauschen.

Arme Magdalene! Hätte sie ihn nur einmal sehen können, wie er wirklich war: niedrig, falsch, engherzig, ohne auch nur eine edle Regung. Aber ach, von alledem sah sie nichts; ein goldener, romantischer Schleier umhüllte ihn, er war ihr Held, ihr Ritter! Und sie lernte ihn lieben, wie ein Mädchen nur einmal im Leben lieben kann.

Wer kann wissen, wie es geendet hätte? Aber eines Morgens, während der Tau noch auf Blatt und Blüten lag, traf Magdalene den Geliebten, und sie gingen eine Weile auf und ab, alles andere vergessend, nur an sich und ihr eigenes Glück denkend, als der Waldhüter plötzlich in grimmem Zorn vor ihnen stand.

„So also steht es!" sprach der Waldhüter langsam mit großem Nachdruck; „ich habe immer gesagt, daß große Schönheit ein Fluch ist. Geh' heim, Magdalene; Dein Geliebter bleibt hier. Doch halt, ich will mich nicht übereilen. Ist er Dein Geliebter? Giebt er vor, Dich zu lieben?"

„Er liebt mich," erwiderte Magdalene stolz, „und — o, Vater, zürne mir nicht — auch ich liebe ihn innig."

Sie sprach mutig, obwohl ihre Stimme vor Angst zitterte.

„Ich zürne Dir nicht, Kind," sagte der Vater mild, „geh' nach Hause, ich werde die Sache schon abmachen."

„Du wirst ihm nichts zuleide thun, Vater?" bat Magdalene.

„Kein Haar seiner kunstvollen Frisur soll ihm gekrümmt werden," antwortete der Waldhüter mit bitterem Spott, „überlaß ihn mir."

Als Magdalene sie verlassen, standen die beiden Männer einander finster gegenüber. Werner Horst war im Grunde ein Feigling, und der Anblick der derben, sehnigen Hände, die vor Aufregung zitterten, erfüllte ihn mit Unbehagen.

„Lieber Freund," hob er mit kecker Dreistigkeit an, „spielen Sie nicht den tugendhaften Menschen. Dergleichen habe ich so oft auf der Bühne gesehen, daß ich dessen müde bin."

„Ich werde Ihnen etwas sagen, das Sie nie auf der Bühne sahen," versetzte der Waldhüter. „Haben Sie schon einmal einen Vater gesehen, der den Geliebten seiner Tochter wie einen bösen Hund prügelte, wenn er dieser Gerechtigkeit widerfahren ließ?"

Die zornigen Augen glühten, und die leise zischende Stimme machte Werner Horsts feiges Herz erzittern.

„Verstehen wir uns recht," sagte er hastig; „Ihre Tochter ist ein schönes Mädchen, schön wie ein Engel; nicht um mein Leben zu retten würde ich auch nur ein unlauteres Wort über sie äußern."

Bei diesen Worten besänftigten sich des Waldhüters Züge.

„Antworten Sie mir — ich will die Wahrheit wissen, haben Sie meinem Kinde gelehrt, was Liebe heißt?"

„Sie liebt mich," erwiderte Werner ruhig.

„So hören Sie mich an," sprach der Waldhüter, „Sie sind ein feiner Herr — vermutlich einer vom Schlosse droben; meine Tochter ist arm und fast freundlos, aber Sie haben ihr gelehrt, Sie zu lieben, und wenn Sie sie nicht heiraten und glücklich machen, so ist's um Ihr Leben geschehen, und wenn ich Ihnen bis an das Ende der Welt folgen sollte — das vergessen Sie nicht; ich habe es gesagt und habe mein Wort noch niemals gebrochen. Jetzt thun Sie, was Ihnen beliebt."

Da wandte er sich um und ging seines Weges.

Werner Horst schaute ihm nun mit finster zusammengezogener Stirn nach.

„Das heißt seine Spaziergänge in diesen dummen Wäldern teuer bezahlen," brummte er zwischen den Zähnen; „das kommt davon, wenn man nichts zu thun hat. Was bleibt mir anderes über, als das Mädchen zu heiraten? Oder ich laufe Gefahr, mich von diesem Menschen totschlagen zu lassen. Ich kann mich selber nicht erhalten, um wie viel weniger sie; aber sie ist schön, und ich habe sie wirklich lieber als irgend jemand in der Welt. Mag der Zufall entscheiden," sprach er weiter und zog gemächlich eine Silbermünze aus der Tasche, „kommt das Wappen nach oben zu liegen, heirate ich sie, andernfalls lauf' ich davon."

Darauf warf er das Geldstück in die Höhe.

„Das Wappen hat gewonnen," lächelte er. „Nun, so werde ich dem Herrn Bauer morgen meine Aufwartung machen."

Das war der Mann, den Magdalene liebte und vergötterte.

Was vor sich ging, als Werner Horst in dem Hause des Waldhüters vorsprach, hat nie jemand erfahren. Als aber Graf Scherwiz hörte, daß sein flotter Freund das schöne Mädchen heiraten wollte, da riet er der Komtesse, ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, um diese Heirat zu verhindern.

„Das Mädchen soll sich lieber einen rechtschaffenen jungen Mann aus ihrem Stande nehmen," sagte er, „wenn sie Werner Horst heiratet, wird sie für ihr ganzes Leben unglücklich."

Aber sowohl die Vorstellungen der jungen Komtesse wie auch ihrer Eltern blieben erfolglos; wann hätte auch die Liebe der Vernunft Gehör geschenkt? — Bevor der Sommer zu Ende, war die schöne einfache Magdalene Bauer Werner Horsts Frau geworden.

3.

Werner Horst liebte seine schöne junge Frau so sehr, wie er überhaupt zu lieben fähig war, während sie ihm eine wahrhaft abgöttische Liebe entgegenbrachte, selbst als Not und Mangel schwer auf ihnen lastete; aber sie sollte bald aus ihrem glücklichen Traum erwachen.

Es währte nicht lange, so entdeckte Magdalene, daß ihr Mann kein anderes Einkommen hatte, als was Spielen und Wetten ihm eintrug. Das bekümmerte sie tief; sie beschwor ihn, sich irgend einen ehrlichen Erwerbszweig zu suchen; sie erbot sich, für ihn zu arbeiten, aber er lachte nur über ihre Ideen und meinte, sobald er es ermöglichen könnte, würde er in seiner Wohnung ein Spielhaus errichten.

Bald erreichte er auch diese Absicht, und da begann Magdalenens wirkliche Qual. Wie sie da in der schmalen Straße in dem kleinen dumpfigen Zimmer saß und nichts hörte, als das Klappern der Würfel und heftige Worte der aufgeregten Spieler, da träumte sie von der Heimat, die sie verlassen, von dem Abendhimmel mit seinen glitzernden Sternen, von dem Nachtwind, der in den Bäumen rauscht; von den Blumen und Vögeln und dem kleinen sanft dahinrauschenden Bach.

Aber ihre Liebe verließ sie nicht; trotz allem Ungemach gab sie die Hoffnung nicht auf. Doch noch Schlimmeres stand ihr bevor. Plötzlich schien Werner Horst sein gutes Glück verlassen zu haben. Er konnte keine Karte anrühren, ohne zu verlieren; das machte ihn mißmutig und reizbar, schließlich ergriff ihn die Verzweiflung, und in einer schlimmen Stunde sank er gänzlich. Er fälschte den Namen eines jungen Mannes, der häufig in seinem Hause gespielt hatte; die Fälschung gelang und trug ihm eine bedeutende Geldsumme ein; aber wie so oft, folgte auch hier die Entdeckung dem Betruge auf dem Fuße. Er wurde beobachtet, verhaftet, vor Gericht gestellt und verurteilt.

Und in dieser verhängnisvollen Stunde lernte Werner Horst den Wert der Liebe seiner Gattin kennen.

Als der Tag des Verhörs kam, richteten sich die Augen voll Neugier und Mitleid auf das bleiche Gesicht, auf dem tiefste Seelenangst und Verzweiflung lag. Ihre Augen blickten wie festgebannt auf ihn, und ihre Lippen erbebten bei jedem Wort, das gegen ihn sprach.

Als das Urteil auf zehn Jahre lautete, da ertönte durch den Gerichtssaal ein Schrei, den die, welche ihn hörten, nicht so bald vergaßen, und Magdalene Horst sank leblos zu Boden.

Als sie wieder aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie sich allein in der großen Residenzstadt — allein mit ihrem Kinde. Heim zu den Eltern wollte sie nicht, dort würde man beständig von dem Manne reden, den sie liebte, und sie hätte kein Wort des Tadels gegen ihn hören können. So blieb sie drei Jahre in der Residenz und arbeitete rastlos, um sich und ihr Kind zu erhalten.

Während dieser Zeit starben die beiden Eltern, und die junge Komtesse Leontine kehrte mit ihrem jungen Gemahl, dem Grafen Scherwiz, aus dem Süden nach dem gräflichen Schloß zurück.

Da erhielt Magdalene einen Brief von ihrem Mann, worin er sie bat, zu ihm zu kommen; aber sie hatte nicht die Mittel dazu. Noch ein Jahr verstrich und Magdalene setzte ihren Stolz beiseite und begab sich nach Bergsdorf. Dort fand sie ihre Milchschwester, die Gräfin Scherwiz, in tiefster Trauer; dieselbe hatte den Gatten und ihr geliebtes Kind in einer kurzen Stunde verloren. Beide waren durch das Umschlagen eines Bootes im See ertrunken. Sie stand am Ufer und mußte sie beide vor ihren Augen sterben sehen, ohne ihnen Hilfe bieten zu können; sie sah das goldene Haupt ihres Töchterchens in den düstern kalten Wassern verschwinden und sah, wie ihr Gatte vergebens kämpfte, sich und das Kind zu retten.

An demselben Tage, wo diese zwei zur letzten Ruhe gebettet wurden, langte Magdalene Horst in dem Häuschen an, in dem sie ihre einfache glückliche Jugend verbracht hatte.

Drei Wochen lang mußte sie warten, bis die Gräfin sie zu sehen vermochte; dann nahm sie die kleine Martha an die Hand und begab sich in das Schloß.

Kummer und Krankheit hatten die Gräfin so verändert, daß ihre Milchschwester sie kaum wiedererkannte; und die Begrüßung war kalt und teilnahmslos, bis ihre Augen auf das Kind fielen, da ward ihr bleiches Gesicht noch bleicher und ihre Hände zitterten.

„Ist das Ihr Kind, Magdalene?" fragte sie, „ist das Werner Horsts Tochter?"

Auf Magdalenens bejahende Antwort führte die Gräfin sie in ihr Boudoir, wo das Porträt eines Kindes hing, das der kleinen Martha nicht unähnlich war.

„Sehen Sie, Magdalene," sprach sie, „wie Ihr Kind dem meinen gleicht: dieselben dunkelblauen Augen, dasselbe goldblonde Haar; Sie müssen es mir geben. Sie brauchen Geld, Magdalene," fuhr die Gräfin nach einer kleinen Pause fort, „Geld, um zu Ihrem Manne zu kommen; Sie sollen haben, so viel Sie wollen, wenn Sie mir nur das Kind lassen."

Anfangs war Magdalene gegen alle Bitten taub, dann aber gewann die Liebe zu ihrem Gatten die Oberhand.

Er hatte ihr wiederholt geschrieben, daß sie zu ihm kommen solle; das bestimmte sie, endlich nachzugeben und der Gräfin ihr Kind zu überlassen. — Es war ein harter Kampf, wie hart, wußte niemand so, wie sie selbst.

4.

Zehn Jahre verstrichen und verursachten große Veränderungen in Bergsdorf. — Graf Elkens und seine Gemahlin ruhten bei ihren Vorfahren in der Familiengruft. Die junge Gräfin Scherwiz war alleinige Besitzerin des Schlosses und eines großen Vermögens. Ein einziges Mal nur hörte sie von Magdalene Horst. Dieselbe teilte der Gräfin nur in Kürze mit, daß sie ihren Mann gefunden habe und, ihrem Versprechen gemäß, demselben nicht gesagt habe, wem sie ihr Kind anvertraut.

Die Gräfin konnte sich nicht verhehlen, daß jedes Wort des Briefes tiefste Verzweiflung sprach.

Magdalene schrieb keine Adresse, stellte keine Frage, und die Gräfin hörte niemals wieder von ihr.

Mit jedem Tage gewann die Gräfin ihre Adoptivtochter lieber. Weder Kosten noch Mühe wurden für deren Erziehung gespart; sie bekam die besten Lehrer, bald konnte sie fließend englisch und französisch sprechen, sie malte und musizierte, besonders aber zeichnete sie sich durch eine herrliche Stimme aus.

In stiller Zurückgezogenheit wuchs sie auf dem Schlosse von Bergsdorf gleich einer seltenen Blume in tiefem Schatten zu einer schönen, anmutigen jungen Dame heran.

Sie liebte ihre Adoptivmutter von ganzem Herzen und fühlte sich inmitten ihrer Vögel und Blumen glücklich. Von der großen Welt außerhalb Bergsdorf wußte sie nur wenig, denn nur höchst selten kamen Gäste in das Schloß.



Der Zeitglockenturm in Bern. Originalzeichnung von G. Bauernfeind. (Mit Text.)

Doch die Gräfin hegte ehrgeizige Pläne für ihre Adoptivtochter, und sie beabsichtigte, sobald Martha ihr siebzehntes Jahr erreicht haben würde, mit derselben nach der Residenz zu gehen und sie in der Gesellschaft einzuführen. Bei ihrer Anmut und Schönheit würden sich viele um sie bewerben, und von diesen wollte die Gräfin den Edelsten und Besten für ihre Tochter wählen.

Einmal, nur ein einziges Mal fragte diese nach ihren Eltern.

„Mama," sagte sie eines Tages, „nicht wahr, ich bin nicht wirklich Deine Tochter?"

„Wer hat solche Thorheiten gesagt?" lautete die gereizte Antwort.

„Die alte Regine," versetzte Martha, „sie meinte, ich sei ja nur Deine Adoptivtochter, und meine wirkliche Mutter lebe noch fern von hier."

„Die alte Regine wird meinen Dienst verlassen, wenn ich noch einmal ein ähnliches Geschwätz höre," sagte die Gräfin stolz. „Höre mich an, mein liebes Kind. Du bist mein Adoptivkind, und kein Mensch auf der Welt hat irgend welche Anrechte auf Dich. Ich hatte einst selbst ein Töchterchen, und als der unerbittliche Tod mir es raubte, wurdest Du mir zum Ersatz für sie. Außer mir hast Du keine Verwandte."

„Wer war meine Mutter?" fragte das junge Mädchen ernst, „bitte, erzähle mir etwas von ihr."

„Es giebt nichts zu erzählen, mein Kind," erwiderte die Gräfin, „sie war meine Freundin, wir sind zusammen aufgewachsen — und ich adoptierte Dich. — Und nicht wahr, Martha, Du brauchst außer mir doch gewiß niemand?"

Als Martha sah, daß dieses Thema die Gräfin schmerzte und aufregte, berührte sie es mit keinem Worte wieder.

* * *

An einem schönen Maimorgen verließ Martha ihr Lager früher als gewöhnlich. Die alte Regine hatte ihr am vorhergehenden Abend gesagt, daß, wer neun Tage hintereinander sein Gesicht im Maitau bade, derselbe sich ewige Schönheit bewahre.

Martha beschloß, das zu versuchen, und sie stand an diesem Morgen fast mit der Sonne auf, während der Tau noch auf Rasen und Blüten lag, ahnungslos, daß mit diesem Tage die traurige Geschichte ihres Lebens beginnen würde.

Eine goldene Glut schien sich auf die Erde herabgesenkt zu haben, als Martha auf dem Hügel nahe der Bergsdorfer Straße angelangt war. Die friedliche Stille, die in der Natur rings um sie herrschte, wurde nur unterbrochen durch den fröhlichen Gesang der Vögel. Im Thal waren hie und da Landleute emsig auf ihren Feldern beschäftigt, blöckend zog eine Schafherde zu ihrem Weideplatz, sorgfältig bewacht vom treuen Schäferhund. — Froh und heiter stimmte Martha ein Lied an. Sie wandte ihre Schritte



Ich denke Dein. Nach dem Gemälde von Walther Firle. (Mit Gedicht.)

dem nahen Walde zu, immer heller erklang der volle, glockenreine Ton ihrer Stimme in die Morgenluft, als sie an der Strophe ihres Liedes angelangt war:

„Weißt Du, was zu bedeuten hat
Der Glockenblume Bläue?
Zu sagen werd' ich's nimmer satt:
Es ist das Bild der Treue!"

Man hätte meinen können, Bäume, Wind und Blumen lauschten in stiller Andacht.

(Fortsetzung folgt.)

Er liebt Dich.

Von B. Herwi. (Nachdruck verboten.)

„Mama, willst Du mir die lateinischen Vokabeln überhören? Ich habe sie wirklich gut gelernt."

Ein schöner, blonder Knabe war auf die Terrasse gesprungen und hatte der jugendlichen Mutter lebhaft das Buch hingereicht.

„Ich sage Dir, Mama, es geht wie am Schnürchen, Dr. Lorenz wird sich freuen, wenn er nachher zurückkommt; na also . ."

„Ala, der Flügel, agricola, der Landmann, alauda, die Lerche. Mama, sieh, da fliegt eben eine, da hoch oben, sieh nur, wie sie steigt, bis in den Himmel. Du kannst mir glauben, daß dies eine wirkliche alauda ist, eine Frühaufsteherin, das lernt man bei Dr. Lorenz so nebenbei, horch nur, wie sie schmettert . . . o, o, wie sie die anderen Vögelchen herbeigelockt hat . . . in Scharen kommen sie angeflattert und das Piepsen hört gar nicht auf. Sieh' einmal, der sonst noch so kahle Lindenbaum sieht putzig aus mit den vielen kugelrunden Spatzen . . . o weh, nun ist die alauda futsch."

„Macht Dir Latein Freude, mein Willy?" fragte die junge Frau und strich mit ihrer weißen Hand über sein lockiges Haar.

„Ja, Mama, sehr, die Vokabeln sind auch leicht, aber die Sätze, hu, die sind schwer. Einen krieg ich gar nicht raus. Mama, weißt Du nicht, was te amat heißt?" Er sah die Mutter herausfordernd an.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Willy, von Latein verstehe ich gar nichts, wohin ist denn Dr. Lorenz gegangen?"

„Für eine Stunde zum Herrn Pfarrer. Er muß bald zurück sein, vielleicht wegen morgen, wegen Ostern, was zu besprechen. Mama, der Kuchen wird sehr schön, er riecht prachtvoll!"

„So, woher weißt Du denn das?"

„Aber Mama — die Küchenfenster stehen ja offen, und einmal war ich schon drin bei der Mamsell, da hat sie mich aber rausgesetzt wegen der paar lumpigen Rosinen . . ."

„Aber Willy, ein Junge, der schon lateinisch lernt, wird noch naschen! Das schickt sich doch nicht! Nun, geh' nur wieder an Deine Arbeit, damit Dr. Lorenz mit Dir zufrieden ist, wenn er zurückkommt."

„Ja, Mama," sagte er und sprang davon, „der ist so gut, der wird schon zufrieden sein; ach, wenn ich bloß te amat rauskriegte!"

Die junge Frau war aufgestanden und in den Garten hinuntergegangen. Es war ihr so eigentümlich weh, so beklommen zu Mut. Die sonderbar schwere, fast betäubende Luft mochte wohl schuld daran sein. Zwar strömte noch von Zeit zu Zeit ein fast eisiger Windzug daher, ein letztes Grüßen des abziehenden Winters, der sich diesmal so besonders schwer von der Erde zu trennen schien, der immer wieder und wieder den stürmischen, jungen Lenz vertrieben hatte. Aber nun ließ sich dieser die Herrschaft nicht mehr nehmen, nun war er da mit seinem unerschöpflichen Füllhorn von Gaben, um mit verschwenderischer Hand seinen Reichtum auszustreuen.

Neues Hoffen, neues Sehnen — quoll es auch in dem Herzen der einsam Wandernden, war es das, was ihr Sinnen und Fühlen so überwältigte?

Seit Jahren — ob auch die Natur ihren alten, ewigen Satzungen treu geblieben, ob sie es auch miterlebt, daß der erlösende Frühling dem starren Winter gefolgt war — hatte sie es nicht so empfunden wie heute, hatte sie es nicht mit innerem Herzensjubel begrüßt.

Der Kummer hatte so lange ihre junge Seele belastet. Seitdem jener gütige Mann, der vor Jahren das verlassene Kind des Freundes in seine Arme genommen, die Augen geschlossen, hatte sie keine Freude auf sich wirken lassen.

Zwar waren es nur schräge Sonnenstrahlen, die die Liebe des alternden Gatten auf ihr Dasein geworfen, aber treue Hingebung, innige Dankbarkeit war doch sein Lohn gewesen, und Willy, der süße Knabe, sein heiligstes Vermächtnis.

Die Erinnerungen kamen und überwältigten sie. Wie oft war sie an den Feiertagen — und war nicht jeder Tag ihres kurzen Ehelebens ein Feiertag gewesen — mit dem, die Natur so liebenden Manne hinausgewandert ins Freie, wo der Odem Gottes so unmittelbar weht, wo sich bei dem Frühlingsnahen wie durch einen Zauberstab die Natur belebt, sproßt, zu neuem Dasein ersteht.

„Auferstehung" predigten auch heut' jeder Grashalm, jedes grünende Moos, die Schneeglöckchen, deren Wurzel noch Winterkälte gebrauchen, während die Köpfchen, sich siegreich bahnbrechend, der lauen Luft entgegenneigen.

Die ersten Frühlingsboten hatte er ihr stets gebracht, sie hatte sie sich an die Brust gesteckt. Seitdem trug sie keine mehr, sie hätten so schlecht zu dem Trauerkleide gepaßt. Noch immer trug sie die dunkeln, schleppenden Gewänder.

Dort, am Ende des Gartens, an dem Mauerpförtchen, das zum Dorfweg führt, dort pflegten sie zuerst hervorzukommen und täuschte ihr Auge sie nicht, war da nicht jemand, der gebückt stand und Blüten pflückte . . .?

Der Gärtner? Nein, der war ja vorn bei den Frühbeeten und sah nach den Crocus und den Hyacinthen; auch die ersten Stiefmütterchen hatte er schon aus dem Warmhause geholt . . . der war es nicht; und Willy gewiß nicht, der quälte sich wohl noch mit seinen lateinischen Sätzen.

Ah, nun erhob er sich, nun trat er näher. Wie ihr Herz wieder so mächtig klopfte, wie das sonderbare beengende Gefühl sich ihrer wieder bemächtigte . . . nun erkannte sie ihn: Doktor Lorenz war es, der ihr mit einem Sträußchen Schneeglöckchen entgegenkam.

„O, die Frühlingsfreude," sagte sie, „noch gestern hatte ich keins bemerkt."

„Doch, Frau Baronin," erwiderte der junge, stattliche Mann, Willys Erzieher, „sie waren schon da, aber schwer unter dem Schnee zu erkennen . . ."

„Desto mehr will ich die Blümchen in Ehren halten, ich danke Ihnen, Herr Doktor."

Nun steckte sie sie doch an die Brust — impulsiv, eifrig. Es war merkwürdig, mit einem Male störte der Kontrast nicht mehr, die weißen Blüten zum schwarzen Gewand.

Dann gingen sie langsam neben einander zum Hause zurück, bei den Gehöften vorbei; dort wurde noch vielerlei für die Feiertage geputzt und gesäubert, dann bei der Küche . . . Willy hatte recht gehabt, es duftete aus den niederen, offenen Fenstern prächtig nach dem Festkuchen.

„Alles gut geraten, Mamsel Kühling?" fragte die Hausherrin.

„Wundervoll, Frau Baronin," antwortete die fette Stimme der Wirtschafterin . . . „und für das Junkerchen ist ein kleiner extra gebacken und ganz vollgestopft mit Rosinen, die liebt das Junkerchen so."

„Sie verwöhnen ihn alle," sagte die junge Frau vor sich hin, fast mißbilligend.

„Es wird ihm nichts schaden," beruhigte sie ihr Begleiter, „es ist ein guter, gesunder Kern in ihm, er ist pflichttreu und wahrheitsliebend."

„Sie haben es ihn gelehrt!" Dankbar blickte sie zu Lorenz auf. „Alles Gute kommt von Ihnen, ich hätte das Kind verdorben mit meiner abgöttischen Liebe."

„Ja, ich liebe ihn auch, Frau Baronin," — trotz der freudigen Versicherung starrte er düster vor sich hin.

„O, Sie haben es bewiesen, Doktor Lorenz, vor allem im Winter in seiner schweren Krankheit. Wenn ich Sie nicht gehabt hätte . . . Aber der Bub' ist dankbar, wie er an Ihnen hängt! Noch vorher, als er mit seinen Vokabeln kam und von Ihnen sprach . . ."

„. . . Und doch, Frau Baronin . . . und doch . . ."

Er kam nicht weiter.

Sie standen jetzt beide vor dem sprießenden Frühlingsblumenbeet, das der Gärtner sorgsam geordnet. Frau Hanna sah ihn erstaunt an. Was mochte in ihm vorgehen.

Er bemühte sich, ruhig zu sprechen und war doch so erregt, die feinen Lippen bebten, nervös strich die blonde Hand den blonden Bart, die Stirn . . . dann nahm er den kleinen Hut vom Kopf und atmete tief.

„. . . Und doch . . . muß ich Sie verlassen, Sie und den lieben Knaben. Ich habe aber dafür gesorgt, daß seine Stunden nicht unterbrochen werden. Der Pfarrer hat es mir soeben versprochen, er wird morgen nach dem Gottesdienst zu Ihnen kommen, Frau Baronin . . . alles zu erledigen, bis sich mein Nachfolger gefunden . . ."

Er hatte das alles schnell, fast eintönig hergesagt.

Wie ein erdrückender Alp lag es nun auf dem Herzen der jungen Frau.

War denn auch daran die schwere Frühlingsluft schuld?

Sie zupfte an den Schneeglöckchen, eins nach dem andern fiel zur Erde . . . sie wußte wohl kaum etwas davon.

Wie war ihr denn zu Mute? — Vorher noch alles so sonnig, so hell und klar in ihr. Ein seliges Gefühl hatte sie durchbebt, als wäre mit der Auferstehung in der Natur, die mit alten geheiligten Satzungen verknüpft war, auch die Bürde von ihrer Seele genommen, als wäre die eingesargte Jugendlust und Freudigkeit wieder lebendig geworden. Und nun mit einem Male wieder das Schwere in ihr . . . die goldige Sonne wieder verschwunden . . .

Einen schnellen Blick warf sie um sich her. Da hing ja auch eine dunkle, graue Wolke tief herab, aber die brachte wohl nur erfrischenden Regen und zog dann vorüber.

Erlösende Thränen brachen jetzt aus ihren Augen. Lange war sie keines Wortes fähig, endlich flüsterte sie nur: „Warum, o warum?"

„Ich muß fort, Frau Baronin. Schon längst wäre es meine Pflicht gewesen; so schwach bin ich gewesen, aber nun . . . ich muß an meine Zukunft denken . . .“

„Das kann nicht der Grund sein,“ sagte sie leise, aber bestimmt, „Lorenz, sagen Sie die Wahrheit, warum wollen Sie uns verlassen?“

Er schwieg.

„Mama, ich hab's,“ rief es nun von der Terrasse her, und eilig stürzte der schöne Knabe zu dem Paar, „ich hab's, nun weiß ich es . . . er liebt Dich, Du kannst es mir glauben, te amat, er liebt Dich, nicht wahr, Herr Doktor, ich habe recht?“

Aber er bekam keine Antwort.

Die beiden sahen sich so sonderbar an, die Blicke wurzelten in einander, die Augen leuchteten so sonderbar und plötzlich schlangen sich auch die Hände zusammen, fest, innig, wie unauflöslich.

„Aber Mama . . . Herr Doktor . . . es fängt ja an zu regnen. O wie schön, Osterregen . . . da werde ich tüchtig wachsen.“ Und fröhlich sprang er umher, daß die warmen Tropfen auf das blonde Haar niederfielen. Dann stürmte er davon.

Die graue Wolke war schnell vorbeigezogen. Der Himmel blaute wieder, die goldene Sonne brach hervor.

Wie der junge Lenz lachte, wie es duftete. Und so feierlich alles rings herum, so still, als ob ein Festtagsahnen durch die Lüfte ging. In der Natur und in den Herzen bereitete sich das große Auferstehungsfest vor, draußen läuteten die Glocken und innen in der Brust klopfte es so sehnsüchtig, so glückfordernd.

„Lorenz,“ fragte Frau Hanna, „ist es wahr?“

„Aus Engelsmund kam die Antwort, Geliebte. Ja, er liebt Dich, liebt Dich mehr, als Worte sagen können, darum muß er fort.“

„Bleib' bei mir,“ bat sie innig, „ich fand mich schon lange nicht zurecht . . . Ich glaubte, es sei alles in mir erstorben, aber Gott hat neuen Frühling geschickt . . . O, dies gesegnete Osterfest!“

Sie faltete die Hände und weinte herzbewegend.

Drinnen im Zimmer die heißen Thränen der Erinnerung, der neuen Hoffnung geweint . . . und draußen der erste, warme Regen, der auch die letzten Winterspuren beseitigte. Und hier die Frühlingssonne, die Ostersonne, und dort das Lächeln des Glückes — und die Tropfen, sie versiegten . . . Glockenklang rief von weitem, er läutete den Feiertag ein, den Auferstehungstag.

Und Ruhe und Frieden kam in die Herzen der glücklichen Menschen.

„Komm, Lorenz,“ sagte Frau Hanna mild lächelnd, „nun komm zu unserm Kinde!“

Vertilgung der Obstschädlinge.

Sobald die Sonne zu Anfang des Frühjahrs heißere Strahlen entsendet, entschlüpfen den Eiern des Frostspanners die kleinen Räupchen, um Knospen und Blüten anzufressen. Auch in den zusammengesponnenen Blättern des Kirschbaumes findet sich die grünliche Raupe des Frostspanners vor. Dort, wo man sie bemerkt, zerdrücke man sofort die zusammengezogenen Blätter. Das beste Vorbeugungsmittel bleibt aber doch das Anlegen von Klebringen im Oktober an die Obstbaumstämme und dieses sollte nirgends versäumt werden. Bei starkem, von Winden begleitetem Regenwetter fallen viele Raupen von den Bäumen zu Boden, sie suchen natürlich den Baum wieder zu erklettern und können dann durch diese Klebringe festgehalten werden. Gegen die Erdflöhe, die in trockenen, warmen Frühjahren und Sommern massenhaft auftreten, empfiehlt sich das Aufstreuen kreosothaltigen Kaminrußes oder das Bestreuen der jungen Pflänzchen mit Naphtalinkalkpulver; letzteres besteht aus 10 bis 15 Prozent rohen Naphtalins mit 85 bis 90 Prozent feinem pulverisiertem Kalk vermischt. Am besten wird dasselbe mittelst Schwefel- oder Kupfervitriolspeckstein-Blasebälgen auf die Pflanzen gestäubt. Auch die Blattläuse verursachen an Johannisbeeren, Pfirsichen, Pflaumen-, Kirsch- und Aepfelbäumen u. s. w. großen Schaden. Sobald man an seinen Obstbäumen und Sträuchern die Beobachtung gemacht hat, daß sich die Zweigspitzen sowie die Blätter kräuseln, muß unbedingt mit der Vernichtung der Blattläuse begonnen werden. Vorteilhaft bespritzt man die Zweige und Blätter mit einem Absud von ¼ Kilogramm Quassiaholz auf 4 bis 5 Liter Seifenwasser. Da jede Ansiedlung von Blattläusen aus beflügelten und unbeflügelten Tieren besteht, kann es vorkommen, daß die geflügelten Tiere neue Ansiedlungen machen; man hat in diesem Falle späterhin meistens noch eine zweite Bespritzung vorzunehmen. Als Spritze benutze man entweder eine Reb-, Garten- oder Blumenspritze. Am billigsten wird das Bespritzen stets kommen, wenn man im Herbst einige Körbe voll Nußblätter und abgesprungene grüne Schalen sammelt, diese auf dem Speicher trocknet und bis zum Gebrauch im Frühjahr trocken aufbewahrt. Ein Absud von ½ Kilogramm solcher getrockneter Blätter oder Schalen auf 10 Liter Wasser giebt ein ausgezeichnetes Vertilgungsmittel für Blattläuse. Gegen den schlimmsten Feind des Apfelbaumes, die Blutlaus (Schizoneura lanigera), empfiehlt es sich, den Hauptfeldzug ebenfalls im zeitigen Frühjahr zu unternehmen. Die oben in der Krone sitzenden vorjährigen Blutläuse gehen nämlich in der Regel im Winter sämtlich zu Grunde, und nur die aus den Herbsteiern hervorgegangenen jungen Larven haben die Fähigkeit, den Winter zu überstehen. Diese sitzen in den Rissen und Wunden des Stammes, der stärkeren Aeste und des Wurzelhalses. Der übliche Kalkanstrich beseitigt den Schädling niemals gründlich. Ratsamer ist es, man reinige die genannten Teile in der üblichen Weise durch den Kratzer und pinsele alle Risse und Wunden bis tief in die Erde hinein mit einer 1prozentigen Lysollösung (in Wasser), schneide die tieferen sorgfältig aus und pinsele nochmals. Irgend welche nachteilige Wirkung des Lysols auf die damit behandelten Pflanzen konnten nicht wahrgenommen werden.

(Gauchers prakt. Obstbaumzüchter.)

Ueber Krankenpflege.

Von T. Schmidt. (Nachdruck verboten.)

Wer eine gute Krankenpflegerin sein will, muß zuvörderst die viel verbreitete und zweifelsohne sehr vorurteilsvolle Meinung aufgeben: Daß eine jede Frau eine geborene Krankenpflegerin sei. — Das ist eine durchaus falsche, irrige Meinung. Allerdings hat das zarte Geschlecht mehr Neigung für diesen Beruf: es wird ihm so oft das Los eines „rettenden Engels“ zu teil, daß ihm die Krankenpflege verhältnismäßig leicht wird. Aber bei einer Frau, gerade weil sie eine Frau ist, folgert noch nicht, daß sie auch eine gute Krankenpflegerin sein muß. Eine jede Krankenpflegerin — gleichviel ob sie in einem Hospital einen praktischen Kursus durchgemacht hat oder nicht — hat sich vor allem den Anordnungen des Arztes zu fügen; sie muß sich ihm ganz unterordnen, muß genau nach seinen Vorschriften handeln, ihm aufs Wort gehorchen. Nur in den allerseltensten und außergewöhnlichsten Fällen darf sie es wagen, von seiner genauen Weisung abzuweichen.

Eine Krankenpflegerin hat die Pflicht, den Kranken jederzeit genau zu beobachten, jedoch ohne sich dies anmerken zu lassen, da kein Gesunder es liebt, sich beobachtet zu wissen, um wieviel weniger ein Kranker. Wie jener, in dem unangenehmen Gefühl, sich beobachtet zu wissen, oft anders erscheint, als er wirklich ist, so wird auch ein Kranker, in diesem Bewußtsein, oft zu täuschen suchen, je nachdem es ihm paßt, mehr oder minder krank erscheinen, als in Wirklichkeit. — Bei schweren Krankheitsfällen ist es ratsam, daß die Pflegerin stets Bleistift und Papier zur Hand hat, ja keine Schiefertafel, welche die Nerven eines Patienten oft auf eine harte Probe stellen würde, damit sie das und jenes notieren kann, worauf sie den Arzt bei seinem nächsten Besuche aufmerksam machen möchte, oder was dieser vielleicht ihr zu beobachten aufträgt.

Die Pflegerin darf aber nicht nur den Patienten beobachten, sie hat auch die Pflicht, in jeder Weise auf sich selbst zu achten. So darf sie zum Beispiel nie in einem Krankenzimmer flüstern, soll stets mit sehr leiser, aber deutlicher Stimme reden. Auch auf ihre Kleidung muß sie achten, sie darf nichts tragen, was ein unnützes Geräusch verursacht, weder Stiefel oder Schuhe mit Absätzen, die man beim Gehen hört, noch Kleid oder Schürze von einem Stoff, der rauscht. Sehr gut ist ein leichter Wollstoff; bei ansteckenden Krankheiten, wie Typhus, Diphtheritis und dergleichen ist am ratsamsten ein Kleid von leichtem Lüster, weil Lüster den Ansteckungsstoff weniger in sich aufnimmt als Wolle. — Die Krankenpflegerin darf auch ihre eigene Gesundheit nicht vernachlässigen: hätte doch, falls ihr etwas zustieße, niemand mehr darunter zu leiden als der Patient. Eine Krankenpflegerin muß heiter sein; ist sie es von Natur nicht, so muß sie sich gewaltsam dazu zwingen, selbstverständlich ist unter dieser Heiterkeit nicht Schwatzen und Lachen gemeint, sondern ein frohes, heiteres Aussehen, eine wohlthuende Anschauung im allgemeinen, die nicht niederdrückend auf den Kranken wirken kann. Eine gute Krankenpflegerin soll ihrem Patienten nie irgendwelche traurige Mitteilungen machen.

Da Kranke außer ihrem eigenen Leiden meist wenig haben, was sie zerstreut, so weilen ihre Gedanken gewöhnlich mit großer Beharrlichkeit bei dem Wenigen, was sie von der Außenwelt hören. Auf ihre ohnehin schon niedergedrückte Stimmung wirkt Trauriges nachteiliger als auf gesunde Menschen. Liegt aber einmal etwas vor, was dem Kranken nicht verschwiegen bleiben kann oder darf, so soll die Pflegerin zuvor mit dem Arzte Rücksprache nehmen.

Ist dagegen der Kranke selbst in wirklicher Lebensgefahr, so ist es wohl nicht immer ratsam, ja oft sogar geradezu falsch, ihn in Unkenntnis über seinen wahren Zustand zu lassen. Wie mancher, der nahe Angehörige hat, würde, wenn er sich bewußt wäre, wie nahe er dem Ende seines Lebens ist, noch diese und jene Bestimmung treffen! Es läßt sich hierüber keine Regel geben. Das hängt zu sehr vom Charakter und der ganzen Lebensstellung des Sterbenden ab. Jedenfalls aber, wenn der Patient über seinen Zustand aufgeklärt werden soll, muß dabei mit größter Vorsicht zu Werke gegangen werden, um ihn durch Schreck oder Aufregung nicht unnütz zu schaden.

Eine Krankenpflegerin muß möglichst selbstlos sein. Droht einmal ihre Geduld sie im Stich zu lassen, so versetze sie sich nur an die Stelle des Patienten und bedenke, daß es ihre Hauptpflicht ist, demselben alles so viel als möglich zu erleichtern. Und wie sehr vermag sie das durch Sanftmut und Geduld. Wohl kostet es einer Krankenpflegerin oft große Selbstaufopferung, um ihren schweren Pflichten zu genügen; doch sie zeige sich dabei so großmütig als irgend möglich, thue, als empfinde sie nichts von Unannehmlichkeiten irgend welcher Art; sie lasse sich nie Uebermüdung noch Ungeduld anmerken. — Wie sehr erleichtert dies dem Patienten seine Lage. Krankheit ist ohnehin schon niederdrückend; und wie viele empfinden es bitter, so abhängig zu sein, so viele Mühe verursachen zu müssen, ohne daß sie es ändern können.

Wenn eine Krankenpflegerin es irgendwie ermöglichen kann, soll sie sich fünf bis sechs Stunden Schlaf täglich gönnen; wenn sie des nachts beim Patienten wachen muß, soll sie suchen, den nötigen Schlaf am Tage nachzuholen. Gestattet es der Zustand des Patienten, soll sie sich während des Schlafes auch möglichst zu Bett legen, weil sich angekleidet niederlegen nur ein halbes Ausruhen ist. Wenn die Pflegerin im Zimmer des Patienten schlafen muß und

während der Nacht öfter aufzustehen hat, spart sie Zeit, wenn sie sich im Morgenrocke niederlegt. Sehr gut, in vielen Fällen sogar nötig für die Gesundheit der Pflegerin ist es, wenn dieselbe täglich eine kleine Weile in freier Luft sein und sich ein wenig Bewegung machen kann, wenn es auch nur für kurze Zeit ist. Hat die Pflegerin Zeit, sich mit irgend einer Handarbeit zu beschäftigen, so soll sie um des Patienten willen etwas wählen, das kein Geräusch verursacht, und um ihrer selbst willen etwas, wozu sie wenig Licht braucht.

Was in einem Krankenzimmer die Beleuchtung anbelangt, so darf man nicht vergessen, daß Gas bekanntlich viel Luft verzehrt, daß diese Art Beleuchtung also so viel wie möglich vermieden werden soll. Wird eine Lampe, oder werden Lichter gebrannt, so versehe man dieselbe mit einem Lichtschirm. Vor allem trage man Sorge, daß die helle Flamme niemals dem Patienten direkt ins Auge scheine. — Sehr unklug ist es, im Beisein des Patienten über dessen Zustand zu beraten. Auch hüte jede Krankenpflegerin sich davor, mit sich selbst zu reden. — Es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß Leute, ohne an jemand das Wort zu richten, laut sagen: „Wo habe ich nur das oder jenes hingethan?" — oder: „Ob nur der Doktor noch nicht kommt?" und was dergleichen laute Gedanken mehr sind. Sie suche stillschweigend und geräuschlos nach einem etwaigen Gegenstand, den sie verlegt hat, und anstatt sich über des Doktors Nichterscheinen zu wundern, bereite sie sich lieber auf sein Kommen vor und überlege, was sie ihm sagen und worüber sie ihn noch befragen wollte.



Der Zeitglockenturm in Bern. Dieser Turm war ursprünglich das Hauptthor der Stadt Bern. Jetzt steht er fast in der Mitte der Stadt. Zur Zeit seiner Erbauung, wie die Inschrift meldet: „Berchtoldus V. dux Zaeringiae, rect. Burgund., urbis conditor turrim et portam fecit a. Chr. 1191, renov. 1770", diente er als äußerster westlicher Wachtturm. Eine ganze Bärenschaar hält zwei Minuten vor jedem Stundenschlag am äußeren Uhrwerk des Zeitglockenturmes vor einer sitzenden Figur ihren Umzug, nachdem der hölzerne Hahn zur Seite eine Minute früher mit den Flügeln geschlagen und gekräht hat. Er wiederholt seinen Ruf eine Minute vor dem Stundenschlag. Auf den Stundenschlag selbst dreht die sitzende Figur, ein bärtiger alter Mann, das Stundenglas, und zeigt durch Heben und Senken des Scepters und Oeffnen des Mundes, wie der rechts stehende Bär durch Senken des Kopfes, die Zahl der Stunden an, welche ein Harlekin mit dem Hammer auf eine Glocke schlägt. Zum Schluß wiederholt der Hahn zum drittenmal seinen Ruf. Dieser Mechanismus findet immer Bewunderer und besonders die zahlreichen Fremden, die alljährlich die Stadt Bern besuchen, geben sich vor dem Zeitglockenturm ein Stelldichein.

K. St.

Schmeichelhaft.
„Frau Baronin gähnen! Gewiß hatten Sie heute schon viele langweilige Besucher?"
„O nein, Sie sind der erste!"

Ich denke Dein!

Ich denke dein im jungen Blühen,
Wenn Rain und Hag vom Dufte sprühen,
Ich denke dein, wenn frühlingstrunken
Die Nacht mit tausend Flammenfunken
Im Liebeskuß der Abendluft
Ihr Glück in alle Welten ruft.

Ich denke dein, wenn mondumsäumet
Das Thal vom Glanz des Himmels träumet,
Wenn junges Licht den Morgen küßt,
Und fromm und keusch den Tag begrüßt.
Bei Wettersturm und Sonnenschein,
Herzallerliebster, denk' ich dein! —

F. B.



Aufrichtig. „Ich liebe Ihre Tochter, Herr Meier!" — „Aufrichtig?" — „Nun, mein Gott, ich kenne ja Ihre Vermögensverhältnisse!"

Kleine Einräumung. Richter: „Sie werden doch nicht glauben, daß der Stempentoni von selber aus der Wirtschaft gefallen ist und sich derartig verletzt hat?" — Hies: „No — a biß'l hab' i' scho mitg'holfen beim Nausfall'n!" (Dfb.)

Ein Urlaubsgesuch. „Guten Tag, Herr Kaiser," redete eine bejahrte Frau den Kaiser Joseph II. von Oesterreich an, als dieser sich zu Modanich in Siebenbürgen vorübergehend aufhielt und fuhr fort: „Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit. Wie befindet sich Ihre Frau Mutter? Ist sie auch gesund?" Die artige Frau war gekommen, den Kaiser um Urlaub für ihren Sohn zu bitten, weil sie ihn so lange nicht gesehen hätte. — Joseph beantwortete jede ihrer Fragen, hörte ihre Bitte an und entließ sie mit einem Geschenk. Dann wandte er sich an seine Begleiter und sagte gerührt: „Diese gute Frau ist die einzige Person, welche während meiner ganzen Reise von meiner Mutter sprach. Sie soll ihren Sohn bald wiedersehen und zwar befreit vom Militärdienste." K.

Ludwig XII., König von Frankreich, (geb. am 21. Juni 1462) wurde — noch als Herzog von Orleans — in der Schlacht von St. Aubin du Lormier 1488, wo er für den Herzog Franz von Bretagne wider das von de le Tremoille geführte Heer des Königs Karl VIII. focht, zum Gefangenen gemacht und blieb drei Jahre in Gefangenschaft. Als er nun den Thron bestiegen hatte, erinnerten ihn diejenigen, welche ihm als Herzog von Orleans treu ergeben gewesen, an die mancherlei früheren Kränkungen und hauptsächlich auch an die Gefahr, welcher ihn de la Tremoille bei seiner Gefangennehmung ausgesetzt hatte, um seinen Haß rege zu machen. — „De la Tremoille hat seine Pflicht gethan," sprach Ludwig, „er hat seinem Herrn treu gedient; der König muß der Beleidigungen nicht gedenken, die der Herzog von Orleans erlitten hat." St.

Seltsamer Tauschhandel. Im Innern der Insel Ceylon wohnt ein Volksstamm, die Wedahs genannt. Dieselben leben von den übrigen Völkerschaften ganz abgesondert, sprechen die cingalische Sprache, schlafen auf Bäumen oder in Höhlen und nähren sich von der Jagd. Sie weichen jedem aus, der nicht ihres Stammes ist, setzen sich aber doch mit gewissen Dörfern in einen Verkehr, der wohl nirgends seines Gleichen hat. Es geht nämlich zur Nachtzeit ein Wedah mit Rhinoceroshörnern, Elephantenzähnen und anderer Beute ihrer Jagd belastet, zu dem nächsten Dorfe und legt diese wertvollen Gegenstände nebst einem Talpatblatte bei einer Hütte nieder. Auf dem benannten Blatte ist durch eine Zeichenschrift angegeben, was er für die niedergelegte Ware im Tausch dagegen verlange. In der nächsten Nacht kommt er wieder und findet gewöhnlich, was er sich ausbedungen hat: z. B. ein Waffenstück, ein Messer, einen Kleidungsstoff, ein Beil, eine Säge u. s. w. N.

Gemeinnütziges

Reif unschädlich zu machen. Blüten und Gemüse, welche durch den Reif Schaden gelitten haben, erholen sich wieder vollkommen, wenn man sie vor Sonnenaufgang fleißig mit kaltem Wasser begießt.

Frühe Erdbeeren zu erzielen. Haben wir ein Erdbeerbeet, etwa an einer sonnigen Mauer oder an geschütztem südlichen Abhange, dann reinigen wir die Pflanzen, lockern das Beet und bauen einen Holzkasten darum. Die Wände des Kastens werden mit Dünger verpackt und der Kasten mit Fenstern bedeckt; bei Sonnenschein werden die Fenster gelüftet, auch wenn nötig, die Pflanzen gegossen. Man erhält durch diese kleine Arbeit drei bis vier Wochen früher reife Erdbeeren, als wie auf dem Lande.

Die Tomaten beginnen mehr und mehr sich in die Gemüsegärten einzubürgern und das mit Recht. Hauptsache bei der Tomatenkultur ist, daß man am 15. Mai kräftige Topfpflanzen schon ins Freie setzen kann, und zwar an den sonnigsten, wärmsten Platz im Garten, daß man, wenn die Pflanzen blühen, die Spitze ausbricht und einige Aeste ausschneidet, die Pflanze an einem Gitter fächerartig ausgebreitet aufbindet, fleißig gießt und von Zeit zu Zeit mit flüssigem Dünger düngt. Zur Konservierung der Tomaten werden die reifen Früchte abgerieben, zerschnitten und ohne Wasser weich gekocht, dann durch ein Haarsieb getrieben; der Brei wird so lange unter Umrührung gekocht, bis er dick geworden, in Flaschen gefüllt, diese im Wasserbad nochmals aufgekocht und luftdicht verschlossen, so halten sie sehr gut und behalten ihren pikanten Geschmack bei. (Rheinischer Gartenfreund.)

Anagramm.

Mich hat ein Hochgebirg gesandt,
Ich eile durch französisch' Land.
Versetze meine Zeichen,
Bin doppelt ich dein eigen.

Julius Falk.

Homonym.

Ich hänge an der Wand,
Ich bin an deiner Hand,
Du findest mich im Tode,
Ich bilde jede Mode.

Julius Falk.

Logogriph.

Mit B umfaßt es viel im Leben,
Mit H ist's zweifach dir gegeben,
Mit L ist's Teil vom Erdenball,
Mit S findet man's überall.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.